

Täglich Bernstein ■ Aus der Beutelszene

»Aus der Beutelszene«
»Geldbeutel meets Teebeutel«
»rot!«

Zeitung »Manipulator«
Foto, groß, übergroß

The Manipulator (1982–1994) war mit den Maßen 50 x 70 Zentimetern das angeblich größte jemals gedruckte Magazin. Die Künstler Wilhelm Moser und David Colby nahmen für ihr Kunstmagazin auf Werkdruckpapier das Prinzip »Bring es groß in der Zeitung und es bekommt Bedeutung« wörtlich.

■ Ein Jahr lang bisher unveröffentlichte Zeichnungen von F. W. Bernstein, eine in jeder Ausgabe der *jungen Welt*



SABINE WIEGLE

Christoph Schlingensiefel wäre im Oktober 60 Jahre alt geworden, und zugleich jährt sich dieser Tage sein Todesdatum, der 21. August, zum zehnten Mal. Er selbst würde hier vielleicht von einer Doppelbelichtung sprechen, in der alles eine Frage der Perspektive ist: Wo schaue ich hin, auf den Vorder- oder den Hintergrund, und wie lassen sich diese überhaupt auseinanderhalten, wo doch aus Sicht des Betrachters alles zu einer einzigen Szene verschmilzt? Leben und Tod gehören beide zu diesem Bild, und während die nächste der 24 Aufnahmen, die in jeder Sekunde durch den Projektor rattern, nach vorne rückt, hat bereits wieder ein kleines Stück Überlebenskampf stattgefunden. Da ist seine Lebenslinie, die er irgendwann mit fettem Stift auf Papier schmiert, und die noch bis ins Jahr 2050 reicht, hoffentlich, wie er vorsichtig meint. Vielleicht waren die Widersprüche dann doch zu groß, der Kampf doch zu anstrengend. Christoph Schlingensiefel, Apothekersohn aus Oberhausen und Überlebenskünstler, starb mit 49 Jahren an Krebs.

Dabei würde man ihn gerade jetzt so sehr brauchen: Das macht die Bilderflut, die Bettina Böhler in ihrem Filmporträt »Schlingensiefel – In das Schweigen hineinschreien« zu einem eindringlichen Bewusstseinsstrom montiert hat, sehr überzeugend klar: Er war einer, der dem Wahnsinn den Spiegel vorhielt, und wenn es ein Zerspiegel war. Der zeigte, wie Hitler den Führerbunker vollschießt, der sechs Millionen Arbeitslose einlädt, im Wolfgangsee zu baden, der all die verkappten Neonazis aus der bürgerlichen Mitte ans Tageslicht zerren will, am besten gleich auf dem Opernplatz, oder der auf der Documenta X den Schlachtruf »Tötet Helmut Kohl!« in die Menge brüllt und dafür in Handschellen abgeführt wird: »Nehmen Sie die Finger vom Künstler Schlingensiefel!«, ruft jemand im Hintergrund.

Der Künstler Schlingensiefel hat, wie er sagt, seit seinem achten Lebensjahr »den Film immer dabeigehabt«. Mit Schulfreunden dreht er auf der Dop-

Deutsches Totenhaus

Denn wie sonst? Der Dokfilm »Schlingensiefel – In das Schweigen hineinschreien«. Von Hannes Klug

pel-8-Kamera seines Vaters ehrgeizige Spielfilme nach Groschenromanen, die Titel tragen wie »Das Totenhaus der Lady Florence« oder »Das Geheimnis des Grafen von Kaunitz« und die vielleicht schon auf »Das deutsche Ketten-sägenmassaker« vorausdeuten, in dem die Ostdeutschen von den Wessis zu Wurst verarbeitet werden.

»Positiven Dilettantismus« nennt er diese Ästhetik, die in eine rabiate Produktivität mündet, die ihm sein Leben lang erhalten bleibt. Wovon man eher weniger weiß, wovon dieser Film aber sehr genau erzählt, das ist die Verletzlichkeit dieses Künstlers, die kaum merklich im Mittelpunkt seines Schaffens steht: Schlingensiefel teilt nicht nur aus, auch wenn sein »Theater der Handgreiflichkeit« diesen Schluss auf den ersten Blick nahelegen mag, sondern er besteht auf der Chance zu scheitern, zu lernen, verwundet zu werden. »Meine Gedanken sind noch zerstörbar, das ist jedenfalls die Hoffnung«, sagt er einmal und vergleicht seine Kunst mit einem Zelt, das jederzeit in sich zusammenfallen kann. Gleichzeitig ist er zeitlebens der Sohn, der doch nur will, dass seine Eltern ihm ein gelingendes Leben attestieren, und der daran zweifelt, dass er ihnen keinen ordentlichen Beruf vorweisen kann.

Die frühen Filmaufnahmen des Vaters zeigen die Familie am Strand, im Wald oder in den Bergen, und man hat den Eindruck, Christoph Schlingensiefel ist hier bereits Darsteller in einem großen deutschen Heimatfilm, den er später auf seine Art fortschreiben wird. So rekapituliert Böhlers Film auch eine westdeutsche Kindheit mit Ängsten und Obsessionen. Aus dieser Sicht wird die Welt nur erträglich, wenn man

sie umwandelt und neu erzählt – wenn es sein muss, übertrieben, überzeichnet, entsteht. Denn wie sonst, bitte, soll man diesem Land ins Auge sehen oder es auch nur annähernd treffend beschreiben? Schlingensiefels Thema ist immer und immer wieder Deutschland, ob in Führungszeichen oder nicht, von den Nibelungen über Richard Wagner, Adolf Hitler und Veit Harlan bis zu Helmut Kohl. »Deutschland ist voller Metastasen«, sagt er einmal, und wenn man es so sieht, ist es eigentlich sowieso schon zu spät.

Regisseurin Böhler ist vor allem eine renommierte Editorin, sie schnitt Spielfilme für Christian Petzold, Valleska Grisebach oder Angela Schanelec, 1997 auch Schlingensiefels »Die 120 Tage von Bottrop«. Es scheint nur folgerichtig, dass sie sich hier einer Fülle an Archivmaterial zuwendet, das an Bilderreichtum kaum zu überbieten und mitunter überwältigend montiert ist. Schlingensiefels Weggefährten Irm Hermann, Alfred Edel, Udo Kier oder Helge Schneider, der die Musik zum Film beige-steuert hat, sind zu sehen, aber nie wird das »Found Footage«-Prinzip (Gefundenes Filmmaterial) verlassen. Nicht nur visuell, sondern auch gedanklich ist das ein opulenter Film, Panoptikum einer gewaltigen, an allen Rändern ausbrechenden Bilder- und Geisteswelt eines einzigartigen Künstlers.

So ist diese zweistündige Biographie auch eine Chronik deutscher Zustände, die zu früh abbricht. Auch ohne Doppelbelichtung bleibt dieses Land ein Spiegelkabinett, und mittendrin schreit jemand, der ums Überleben kämpft, in all das Schweigen hinein. Christoph Schlingensiefel hat der Kulturschickeria

seine Verachtung entgegengebrüllt und die Schwächsten und Verletzlichsten, zu denen er selbst gehörte, ins Grelle gerückt. »Ich bin das Echo meiner eigenen Schöpfung«, sagt er einmal und ist damit auch ein Spielball der endlosen Dialektik von Macht und Zerstörung. Schlingensiefel, das ist immer zuviel, ein rückhaltloses, sich selbst verzehrendes Schaffen im Modus ständiger Überforderung. Wie das alles zusammenhängt, Leben und Tod, Erlösung und Weltuntergang, ob es überhaupt etwas miteinander zu tun hat, oder ob da letztlich nur disparate Bilder übereinander liegen, die jeder anders liest, das ist ein Teil der Fragen aus Christoph Schlingensiefels Vermächtnis.

■ »Schlingensiefel – In das Schweigen hineinschreien«, Regie: Bettina Böhler, D 2020, 124 Minuten, Kinostart: Donnerstag

Sommerloch 2020

Von Lutz Jahoda

In der Kürze liegt die Würze. Spruch zum Kommen und zum Gehen. Selbst die allerschwersten Stürze sind in relativer Kürze Gut zu überstehen.

Olaf Scholz im Sommerloch: Er möchte Kanzler werden. Die ändern vier, sie lauern noch. Sie dementieren sanft, jedoch: Es hagelt schon Beschwerden.

Zuschiss

■ Du und Deins. Ein anarchistisches Glossar. Von Bert Papenfuß



IMAGO IMAGES/PHARBE-TIPBORG

Er krönt Entfremdung. Die elektronischen Medien (v. a. Geldmaschine Internet), der Kulturapparat (Kino, Theater, Konzerte, TV-Talk-, Koch-, Rate- und andere Peepshows, Poetry Slams usw.) und seine Zuhälter (Künstleragenturen, Kuratoren, Feuilletonisten, Influencer usw.) dienen dazu, die durch Unterdrückung und Ausbeutung entfremdete Existenz zu beschwichtigen. Jemand, der sich selbst behauptet und gemäß seiner Intention wirkt, braucht den Scheiß nicht, hat keine Zeit dafür, oft jedoch Spott dafür übrig, wenn er dann doch mit dem Zuschiss konfrontiert wird. Falls der Spott in zynische Selbstüberhebung umkippt, wird er Teil der Unterhaltungsindustrie und kann vermarktet werden. Dieses Gegenteil ist Teil des Systems. Hauptsache, der regierbare Mensch fühlt sich unterhalten. Angriff ist die beste Vorbeugung.

Medienpiraterie ist heute systemimmanent. Piraterie war cool, als sie Handelsmächten Paroli bot, aber zum Scheitern verurteilt, weil sie konservativ war und Betrug mit archaischem Wiking (direkte Akkumulation, Raub) entgegnet, aber der Schlitzohrigkeit der »Hanseaten« und ihrer Medienmaschinerie nicht mit → Pffiff begegnete, und wäre es auch nur in Form von Volksaufklärung und Aufwiegelung gewesen, → Anschiss.

Es gibt – abgesehen von vorsätzlicher Arschkriecherei – eine Medienkompatibilität, die erklärbar ist. Die Small Faces waren die besseren Who, die Pretty Things die besseren Rolling Stones, die Virgin Prunes die besseren U2, die Inchtabokatables die besseren Rammstein, aber nicht so »phonogen«, von Äußerlichkeiten jetzt mal abgesehen. Viele meiner Musikerfreunde haben ihre besten Platten gar nicht gemacht; geschweige die Konzerte, die ich sowieso verpasst hab. Manchen Menschen haf-tet – Mutter der Ordnung sei Dank – eine Aura (→ Magie) an, die massenmediale nicht vermittelbar ist. Natürlich wäre Steve Marriott der bessere Frontmann der Faces gewesen, und Rod Stewart der ideale Sänger für Humble Pie. Sieger sind immer die Zweitbesten. Positive Konstellationen sind nicht gefragt. Dystopie ist reaktionär, konterrevolutionär und zynisch, → Humor.

Die Kehrseite des → Zuschiss ist Verschwörungstheorie: »Die Regierten sind gegen sich selbst verschworen.«